Nr. 297. 41. Jahrgang. Abend-Ausgabe Donnerstag, 13. Juni 1912

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Tartuffe.

Es gibt im lieben Deutschland allerorten Leute, die sich mit der betrüblichen Tatsache nicht abzufinden vermögen, daß wir, streng genommen, doch alle — nackt in unseren Kleidern stecken. Die Tatsache an sich — eine unbegreifliche Laune unseres Schöpfers! — ist ja unbestreitbar. Jeder Hofball, jede Festvorstellung in jedem beliebigen Hoftheater liefert den Beweis in vielen Hunderten von Erscheinungsformen, die teils gut, teils — minder gut anzusehen sind. Man weiß nicht recht, sind es die guten, sind es die minder guten, die gerade in diesen Kreisen immer wieder zu Reformvorschlägen an die Adresse des Schöpfers anregen. Da er selbst all diesen Vorschlägen bisher jedenfalls unzugänglich geblieben ist, so begreift man, daß die Fanatiker der Reform natürlicher Sitte und Sittlichkeit sich mehr an seine Nachschöpfer, an die Künstler halten. Der Geist Moerens ist zurzeit wieder mächtig in Deutschland, und da ist keine Gegend, die der andern einen Vorwurf zu machen hätte. Von München, von Dresden, von Berlin werden ruhmvolle Taten sittenbegeisterter Männer gemeldet, die durch das Astloch eines verfeinerten moralischen Geschmacks die Künstler belauschen und, wo die liebe Natur sich gar zu — natürlich zeigt, rücksichtslos einschreiten.

Durch die Hallen der Kunstausstellungen schreitet, nachdem die Jury ihres Amtes gewaltet hat, ernst und feierlich der Vertrauensmann des zuständigen Ministeriums. Der prüft, was von unseres Herrgotts Ebenbildern der Menge zu schauen verstattet werden darf und was nicht. Halb ausgezogene Damen passieren. Denn Kaiserinnen, Königinnen, Prinzessinnen lassen sich selten anders als in großer Courtoilette porträtieren. Wie dürfte also eine hohe Behörde wagen, gegen das Ausgezogene einzuschreiten? Aber das paradiesisch Nackte, das in aller Unschuld Hüllenlose, das „muß raus". Ob der Name eines Pfuschers darunter steht, oder der eines großen Künstlers — einerlei: Larssen, Corinth, Klinger, Greiner, der Dresdener Müller, sie alle haben in jüngster Zeit die Unparteilichkeit des Blickes kennen gelernt, der für perverses Sittlichkeitsempfinden berufsmäßig geschärft ist. Denn pervers ist die Sache nun einmal, daran kann ja kein Zweifel sein. Wer die teilweise Entkleidung, das Decolleté, vorschriftsmäßig für die vornehmere und feierlichere Tracht zu halten hat, und sich ebenso vorschriftsmäßig über die reine Nacktheit sittlich zu entrüsten imstande ist — der kann auf natürliches Empfinden keinen Anspruch erheben. Gewiß, auch die sogenannte Unschuld vom Lande weiß in einem Museum oft nicht recht, wo sie mit ihren Augen hin soll; aber sie würde es auf einem Hofball ebensowenig wissen. Das ist wenigstens ehrlich. Die Unterscheidung aber, die für hohe, höchste und allerhöchste Kreise bereitwillig zur Schau stellt, was sie dem profanum vulgus, der gemeinen Menge, ängstlich glaubt verhüllen zu müssen, die ist voll unehrlicher Heuchelei.

Und wirkt daher sittlich viel mehr verwüstend, als eine künstlerische Nacktheit, die — was ja unvermeidlich ist — auch vor unreife Augen kommt. Woher aber nehmen jene Kreise, die — aus Mangel an gesunder Beschäftigung vermutlich — jenes perverse Moralempfinden in sich großziehen, die Berechtigung, es auch anderen aufzuzwingen? Auf einem Berliner Hofball soll jemand den alten Wrangel auf eine Schönheit aufmerksam gemacht haben, die den herbstlichen Segen von Mutter Natur etwas sehr freigebig zur Schau stellte, indem er entrüstet fragte: „Haben Sie so etwas schon einmal gesehen, Exzellenz?" Der achtzigjährige Kriegsmann aber soll darauf gelassen die sachliche Auskunft gegeben haben: „Seit ick entwöhnt bin, nich." Ein befreiender Hinweis auf die Natur, mit der wir, mögen wir uns entwickelt haben, wie wir wollen, einen ursprünglichen Zusammenhang doch nicht leugnen können. Wessen Entwickelung einen so zweifelhaften Weg gegangen ist, daß er der Mutter Natur nicht mehr ins heilige Antlitz zu schauen wagt, nun gut, der möge das seine verhüllen! Oder sich beschämt von dannen schleichen. Aber die reine Natur verhüllen wollen — oder uns andere aus ihrem Tempel treiben — das ist Tartüffe, der über einen entblößten Busen sorglam und eigenhändig ein Tüchlein spreiten möchte, statt einfach nicht hinzusehen.

Die letzte Rechtfertigung dieser Sittenschnüffler und ihrer hohen Protektoren ist dann die „Behütung der unschuldigen Jugend vor sittlichen Gefahren." Das mag manchmal auch ehrlich gemeint sein, steht dann aber auf einer Höhe mit der Bazillenfurcht jener Fanatiker der Hygiene, die ein paar rote Lippen erst mit Karbolwatte abtupfen, bevor sie einen Kuß darauf zu drücken wagen. Wir anderen schlucken täglich Millionen von Bazillen — und leben doch vergnügt weiter. Im Stande der Unschuld zu hohen Jahren zu kommen, ist doch nun einmal nur wenig Auserwählten beschieden. Das Leben ist nun einmal so, daß es jeden einzelnen durch einen Berg „sittlicher Gefahren" schleppt, bevor es ihm erlaubt, so etwas wie ein Charakter zu werden. Käme es darauf an, die jungen Seelen auf das peinlichste vor jeder Erschütterung zu bewahren, dann müßte die Reform doch nicht bei der Kunst, sondern beim — Religionsunterricht anfangen. Was einsichtige Pädagogen ja freilich für sehr notwendig halten! Kunst tritt immer nur an einen Bruchteil des Volkes heran, und zwar an einen solchen, der schon einen seelischen Puff vertragen kann. Von Staats wegen aber hat jedes harmlose Kindergemüt sich das befremdliche Gebot einzuprägen — das für ausgewachsene Schlingel gegeben ward —: „Du soll nicht begehren deines Nächsten Weib". Dieses dem Kinde ganz rätselhafte, und daher zum Nachgrübeln reizende Verbot, es ist wohl meist der erste Tropfen Gift, der in die werdende Menschenseele fällt, wofern sie einen königlich preußischen, königlich sächsischen oder königlichen bayerischen Kultusministerio zur staatlich approbierten Normaldressur überantwortet wird.

Freilich, es ist wohl auch der untrügliche Leitstern, dem der Vertrauensmann eines hohen Ministerii folgt, wenn er die Hallen der Kunstausstellungen durchschreitet und auf verbotene Ware fahndet. Was kann er anders tun, als in die Tiefen seiner mit vorschriftsmäßiger Keuschheit gewappneten Seele lauschen und schaudernd die Fälle notieren, wann sich wo was regt? Nur, was haben wir anderen verschuldet, daß wir für die mehr oder minder perversen Regungen einer verbildeten und beschäftigungslosen Sittsamkeit büßen sollen? Und möchten Künstler vom Rang eines Klinger es sich nicht lieber laut und deutlich verbitten, von irgendeinem obskuren Beamten auf eine Liste mit — literarischen Schweinezüchtern gestellt zu werden? Das wären sie doch eigentlich denen schuldig, die stets bereit sind, als freie Menschen vor ihrem gottbegnadeten Können den Hut zu ziehen.

Paul Harms.

Der „deprimierte" Papst.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Rom, 13. Juni.

Ueber das Befinden des Papstes sind wieder einmal höchst übertriebene Gerüchte im Umlauf. Tatsache ist, daß der Papst wie jedermann, der dauernd an den römischen Aufenthalt gebunden ist, unter dem Drucke des römischen Sommers, namentlich des Schirokko, leidet. Aber von einer auffallenden seelischen „Depression" ist keine Rede. Im Gegenteil empfängt Pius X. heute früh 500 Waisenkinder aus Messina, und auch die übrigen Audienzen sind weder eingestellt noch vermindert. Die Gicht, die dem greisen Papste in den letzten Jahren so sehr zu schaffen machte, hat sich bisher gleichfalls nicht eingestellt.

Die sozialen Kämpfe in England.

Vertrauensvotum für die Regierung. — Keine Aussicht auf Frieden. — Wachsende Not der Streikenden.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

London, 13. Juni.

In der konservativen Presse rennt man mit anscheinend heller Entrüstung Sturm gegen die angebliche Beschränkung der Freiheit, die sich die Regierung bei ihrer Behandlung der Arbeitswilligen im Hafenstreik hätte zuschulden kommen lassen. Die Angriffe sind um so schärfer, als das Parlament gestern spät in der Nacht dem Minister des Innern Mac Kenna mit einer unter diesen Umständen schönen Mehrheit sein Vertrauen aussprach. Als Sir Rufus Isaacs, das neuernannte Kabinettsmitglied, um 11 Uhr nachts seine Rede geendet hatte, machten die Konservativen den Versuch, kühn davonzulaufen, um durch Verschiebung der Debatte der Niederlage zu entgehen. Das mißlang. Die Mehrheit sprach sich dagegen aus, und bei der Abstimmung über das Mißtrauensvotum hatte die Regierung eine Mehrheit von 77 Stimmen (337 gegen 260) für sich, so daß die unionistische Partei mit ihrem Vorstoß gegen Mac Kenna, den sie abzusägen versuchte, gründlich hereinfiel. Die Debatte selbst war der Sache des Friedens keineswegs günstig. Die Konservativen stehen beinahe geschlossen hinter den Arbeitgebern, die den Versuch machen wollen, ihren voraussichtlichen Sieg zur Zertrümmerung der unbequemen Hafenarbeitergewerkschaft auszunützen und jenen chaotischen Zustand wiederherzustellen, wie er vor Gründung der Gewerkschaft bestand und bei dem die Arbeitgeber das entsetzliche Elend unter den isolierten Hafenarbeitern ausnutzen konnten. In der liberalen Mehrheit herrscht die Ueberzeugung, daß das unter keinen Umständen geduldet werden darf, sondern daß, wenn es nicht anders geht, die Regierung eingreifen muß, um eine beiderseitig befriedigende Lösung der unendlich schwierigen Frage zu finden. Vorläufig freilich beschloß die Regierung, nicht einzugreifen, sondern die Beteiligten den Kampf allein ausfechten zu lassen. Sie kann für den Augenblick auch kaum anders. Unter den Arbeitern herrscht Zwietracht, und die Arbeitgeber wollen sich nicht zusammenschließen. Inzwischen wächst die Not unter den Streikenden. Frauenausschüsse wurden gebildet, um für die Ernährung der Kinder zu sorgen. Sonnabend soll durch Londons Straßen eine Hungerprozession veranstaltet werden. Daß die Arbeiter aber schon die weiße Flagge hissen, wie die konservative Presse behauptet, kann man noch nicht sagen.

*

Die **französische Reedervereinigung** hat, wie aus Paris telegraphiert wird, die Vermittelung in dem Ausstand der eingeschriebenen Seeleute abgelehnt mit der Begründung, daß die Reeder über die ihren Mannschaften bereits gemachten Zugeständnisse nicht hinausgehen könnten. Die Lage in Le Havre ist unverändert. Die Postdampfer „Basse-Terre" und „Quebec" sind an der Ausfahrt verhindert. Die Marseiller eingeschriebenen Seeleute hielten eine Versammlung ab. Sie erklärten sich mit ihren Kameraden in Le Havre solidarisch und nahmen eine Tagesordnung an, in der sie Lohnerhöhung verlangen.

Vierzehn Tage Pariser Kunstleben.

Von **Fritz Stahl.** [Nachdruck verboten.]

Paris, im Juni 1912.

Nichts zu suchen, das war mein Sinn. Es war die Erholung, die ich mir selbst verordnet hatte, in dieser schönen Stadt mit ihrer belebenden Atmosphäre und ihrer feinen und leichten Art zu weilen, und ohne persönlichen Willen das zu tun, was „man" eben tut. Eine gute Kur übrigens, gerade für den immer angespannten Berliner. Nun erscheint mir aber von dem, was ich auf diese Weise erlebt habe, manches so interessant auch für den deutschen Leser, daß ich doch davon erzählen muß.

Das merkwürdigste war die Auktion der Sammlung Doucet, deren Ergebnisse schon telegraphisch übermittelt worden sind. Die Vorbesichtigung dauerte drei Tage: zuerst fand ein Abendempfang für den „kleinen Kreis" statt, der immerhin so groß war, daß, trotzdem es fünf Stunden dauerte, niemand etwas sehen konnte; die nächsten beiden Tage, von denen der erste als „private", der zweite als „öffentliche" Ausstellung bezeichnet war, verliefen ganz gleichmäßig, und zwar so, daß die Besucher nur gruppenweise zugelassen wurden und sich dann in einer Kette, fürchterlich gedrängt, an den Wänden entlang schieben mußten, wenn sie etwas sehen wollten.

Nun, es lohnte der Mühe. Es waren da Kostbarkeiten des Dix-huitième versammelt, die man auch einzeln kaum wiedersehen wird. Fragonards „Opfer des Minotauros", mit Feuer, Gold und Silber gemalt; ein Frauenporträt, so voller Leben, Geist und Anmut, daß alle anderen dieser galanten Epoche ringsum dagegen etwas steif und plump wirkten; eine Zeichnung, auf der ein lichtdurchflutetes Familienzimmer mit seinen Bewohnern durch ein Nichts von schwarzer Sepia aus dem weißen Blatte herausgezaubert war. Von Houdon das Köpfchen seiner Tochter in Marmor. Chardins Bilder waren von der gleichen Qualität wie im Louvre. Zarte Pastelle zeigten Perroneau, den man in Deutschland wenig kennt, als Meister des Porträts. St. Aubins Blätter mit Schilderungen von der Hochzeit der Marie Antoinette gehören zu den Arbeiten, in denen er am schönsten geistreichen Ausdruck mit präziser Form der mikroskopisch kleinen Ausschnitte verbindet. Man sah Studien von Watteau, einen der famosen früher gezeichneten Akte von Boucher. Der Spanier Goya war mit Bildnissen des Herzogpaares Alba vertreten, von denen wenigstens das männliche unter seine Hauptwerke zu zählen ist. Und dazu kam eine Sammlung reizender Möbel und Bibelots.

Daß solche Dinge hohe Preise erzielen würden, war von vornherein klar. Es wäre auch dann geschehen, wenn die Auktion nicht seit einem Jahre mit dem größten Raffinement vorbereitet worden wäre. Selbst daß die Preise die Schätzung der Experten oft um das Doppelte und Dreifache überstiegen, ist nicht so sehr überraschend. Nicht einmal die absolute Höhe der Summen; wir wissen ja, daß wir dem Augenblick nahe sind, in dem für große Kunstwerke, nach denen der Weltmarkt fragt, die runde Million eine Art Einheitspreis bilden wird. Was den Deutschen verblüffen mußte, war die Verteilung der Summen auf die versteigerten Gegenstände, die uns eine völlig von der unseren abweichende ästhetische Einschätzung erkennen ließ.

Den höchsten Preis, 600 000 Francs, erzielte keines der Werke, die ich genannt habe, sondern ein Pastell von De La Tour, eine sehr subtile, aber ganz schwunglose Arbeit, die den besonderen Reiz des Materials gar nicht ausgenutzt hat. Die dritte Stelle nimmt mit 400 000 Francs ein Porträt der Vigée-Lebrun ein, die nur mit wenigen ihrer vielen Bilder sich zu den Meistern stellen darf, und dieses gehört nicht zu ihnen. Da sind Houdons Büste mit 450 000 Francs und Fragonards Minotauros mit 360 000 ja fast schlecht bezahlt, so anständig die Summen sind, und Fragonards Porträt ist mit 120 000 wirklich verschenkt!

Man wäre über dieses Verhältnis noch verblüffter gewesen, wenn nicht das noch viel groteskere Ergebnis der Auktion Landolfo Carcano, die ein paar Tage vorher stattfand, vorbereitet hätte.

Die Frau Marquise hatte eine sehr bunte Sammlung. Unter schwachen alten Bildern hing ein früher Rembrandt, das Porträt eines jungen Mädchens, schön und sehr gut erhalten. Von den modernen, fast ausschließlich französischen Werken war gut die Hälfte das, was wir Kitsch nennen, ein Bierlot anständige Arbeit und ein Viertel schönste Kunst. Werke von Delacroix, den Meistern von Barbizon und unserem Wilhelm Leibl. Von Delacroix war das bedeutendste eine orientalische Szene, in der Farbe mit ihrem Rot und Grün und in der Mache ganz vollgültiges Zeugnis dieses glühenden Temperamentes. Eine kleine Landschaft von Corot hat von allen, die ich kenne, am reinsten den typischen edlen Silberton. (Man hätte sie für den Louvre kaufen müsse, das nationale Museum, in dem jetzt die dreißig zum Teil schwachen, zum Teil falschen Corots der Sammlung Chauchard den Ruhm eines der größten Meister der Nation Lügen strafen dürfen.) Rousseau überraschte mit der feierlich schönen dunklen Kastanienallee und einem sehr eigentümlichen Hochlandbild. Man sah Dupré, Diaz, Troyon. Leibls Frauenporträt mit seinen gloriosen Händen trat imponierend hervor. Alle diese guten Dinge wurden auch gewürdigt und bezahlt. Und wenn auch der Leibl von deutschen Kunsthändlern bis zu dem Preise von 140 000 Francs gebracht wurde — er kam in die Münchener Galerie Heinemann —, so wäre er auch ohnedies nicht billig weggegangen. Man sagt sogar, daß der Louvre 30 000 Francs für das Bild ausgesetzt hatte. Wenn das wahr ist, würde es mir leid tun, daß er ihn nicht bekommen hat. Aber das ganze „große Geld", wie die Sportleute sagen — und Sportausdrücke sind auf dem heutigen Kunstmarkte nicht deplaciert — gewannen andere Bilder. Rund eine halbe Million Francs wurde für eine „Salome" von Henri Regnault bezahlt, von der ich nicht einmal eine Photographie in meinem Zimmer leiden könnte, so sehr der Fortfall der Farbe das Bild verbessern würde. Es ist im Geschmack etwa das, was bei uns Sichel machte, in der Technik bravouröser, aber dafür auch greller als Farbe. Salome?! Ach du lieber Gott! Dieses Bild war eine große Nummer im Salon von 1870, und der Maler ist im Kriege gefallen. Das erklärt ein bißchen, warum es Interesse erregte, aber verständlich wird die Erhebung zum Meisterwerk für uns deshalb nicht. Der Louvre, der doch bis 375 000 Francs gegangen war, wurde auf das schärfste angegriffen, weil er gewichen war. Möge er nie Angriffe weniger verdienen! Ein Fortuny, ein buntes, blankes Bild, wurde mit einer Viertelmillion Zweiter. Solche Dinge sagen viel. Man muß nur einmal daran denken, daß der französische Staat noch niemals einen Pfennig für Manet und Leibl ins Nachfahren ausgegeben hat, und von ihnen nur wenige und geschenkte Bilder besitzt. Auch für Rodins Werke mußte, glaube ich, immer gesammelt werden.

Rodin ist ja überhaupt nicht beliebt, wenn auch die offiziellen Kreise es endlich haben aufgeben müssen, ihn zu leugnen. Man braucht dafür nicht einmal die Erklärung, die gegeben wird, daß er politisch mißliebig sei. Sein Ungestüm liegt den Franzosen einfach nicht, die, Klassizisten von Geburt, nicht nur von Tradition, vor allem leicht erschrecken, was ein gewisses Maß überschreitet. Vor einem halben Jahrhundert erschraken sie so vor Carpeaux, den sie gerade in diesem Augenblick mit einer schönen Ausstellung feiern.

Sie hatten Grund dazu. Denn dieser Bildhauer, der, wie Watteau, aus dem flämischen Valenciennes nach Paris eingewandert war, gab dem schon von seinem Meister Rude erschütterten antikisierenden Stil den letzten Stoß.

Man kennt seine Gruppe des Tanzes, die an der Fassade der Großen Oper steht, und sich in ihrer kraftvollen Wildheit mit den zahmen Werken um sie herum so gar nicht verträgt. Sie ist der immer noch lebendige Protest einer Natur gegen die Regel.